

Bernhard Hüttenegger  
Der Fisch im Wasser  
Roman



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage April 2018

literatur nr. 86

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: iStock 37484677

Autorenfoto: Karl Baumgartner

ISBN 978-3-903144-42-2



→ Kultur, Europa,  
Außenbeziehungen



Bernhard Hüttenegger

# Der Fisch im Wasser

Roman

## *Die Lebenslandkarte*

Der See ist in meiner Lebenslandkarte eingezeichnet.

Sein Ufer ist unverbaut, Gebüsch und Wiesen reichen bis ans Wasser.

Es gibt eine Badeanstalt, deren Holzstege in Liegeplattformen enden, sowie Badehütten, eine Bootshütte, sogar eine Sauna und ein See-Gasthaus. Ein wenig erhöht und zurückgesetzt vom Ufer, thront das Stift, ein imposanter Bau, weiß im leuchtenden Grün, der die Landschaft krönt.

Mias Heimatdorf, wo wir ein paar Jahre zusammenzuleben versucht hatten, liegt in der Nähe – deshalb kenne ich den See, seit jungen Jahren.

Baumgartner ist mein Fischer-Guru, ich gehe bei ihm in die Lehre.

Er hat seinen Fischplatz, wo sein Boot liegt, in einer privaten Badebucht, die zu einer Pension gehört, oberhalb des Sees gelegen.

Vorsorglich hat er Maiskörner, gepudert in Vanillezucker, ausgestreut, um die Karpfen »anzufüttern«. Ich greife in den Sack und werfe noch ein paar Handvoll an der Stelle ins Wasser, wo die beiden Karpfenangeln ausgelegt sind. Baumgartner zieht inzwischen eine Runde mit dem Boot, mit einer Schleppangel, für Hechte.

Inzwischen lasse ich die beiden Legangeln nicht aus den Augen, fixiere die Schnur, ob sie sich bewegt.

Weit draußen, ein Haubentaucher; er zeigt Beutefische an, die ihrerseits die Raubfische anlocken.

Baumgartner, mein einziger Bekannter in dieser Gegend, stammt aus Mias Heimatdorf. Ich sehe ihn, ein Erinnerungsbild, wie er im großen Obstgarten vor der ländlichen Villa, in der Mia und ich mit ihrer Stiefmut-

»Der Tag tut seine Hand auf  
Drei Wolken  
Und diese wenigen Wörter«

Octavio Paz

ter wohnten, zwischen Ästen und Zweigen verspreizt, auf einem Baum hockt und in einen Leinensack, den er am Gürtel trägt, die Äpfel brockt ... Die alten Sorten: Kronprinz Rudolf, Rubinette, Berner Rose, Gold-Renette, Maschanska, Schafnase, Holzapfel, Cox Orange, Bellefleur, Jonathan, Boskoop, Winterglocke.

Aus diesem Obstgarten stammten auch die Äpfel, die mir Mia regelmäßig schenkte, damals in der Jünglingsheimat, wenn ich sie, nach der Worttüftelei der Parzival-Übersetzung, zum Parkplatz begleitete, zu ihrem Auto, in dessen Kofferraum die Schachtel voller Äpfel aus dem heimatischen Obstgarten verwahrt war.

Meridiane der Erinnerungen, über die Lebenslandkarte gebreitet.

Eine magnetisierende Wirkung übt der See aus, er ist ein Seelen-Magnet. Und das Wasser nenne ich mein Glückselement.

Frühsommer, vor der Badesaison. Vollmond, 4.30 Uhr. Vor Sonnenaufgang, die Vögel lärmen im Gebüsch. Ich beobachte die in Nuancen zunehmende Helligkeit. Ein Karpfen springt vor dem Steg aus dem Wasser. Aber ich habe eine leichte, fast zierliche Zanderangel – und einen künstlichen Köder, einen sogenannten Wobbler.

Die Angel auswerfen, einholen, zwischendurch innehalten, senken und heben. Der Gummifisch am Haken macht »natürliche« schwänzeln Bewegungen, während ich ihn einhole, die den Raubfisch anlocken. Der Zander ist lichtscheu, er beißt vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang. Er gilt als »schlafmützig«, als »Nuppler«, weil er den Köder nicht gierig in einem Zuschnappen nimmt wie der Hecht.

Windböen zeichnen Wellenornamente in die Wasseroberfläche. Das gegenüberliegende Ufer spiegelt sich im See. Die Windböen sind kühl, mich fröstelt. Ein Wasserläufer bewegt sich in Sprüngen vorwärts, seine Spinnenbeinchen sinken, mit scharfem Auge erkennbar, in die elastische Wasserhaut ein.

Jetzt mehren sich rundum die dezentrischen Wellenkreise, ihr Ausbreiten und Verebben, Karpfen nuckeln an der Wasserunterfläche. Weiter draußen bleibt der noch dunkle Seespiegel gerippt, gekräuselt vom Wind ... Enten, überfliegend, die erste Libelle – der Morgengruß!

Mit steigendem Helligkeitsgrad kommen die Farben. Zum Sonnenaufgang, blendend vom gegenüberliegenden Ufer, beginnt das Glockengeläute vom Stift, weiter weg. Danach tauchen in Schwärmen, rund um den Steg, die kleinen Köderfische auf. Kein Fang.

Längst wohnen Mia und ich nicht mehr in ihrem Heimatdorf, in der ländlichen Villa, wo wir uns, bei dem Versuch zusammenzuleben, auseinandergelebt hatten, das Gebäude ist unbewohnt und verfällt; im weiten Obstgarten davor weiden Schafe, um die Obstbäume kümmert sich eine Bäuerin aus der Umgebung, die uns als »Pachtzins« einen Laib Brot und ein paar Flaschen Apfelsaft, gepresst aus jenen Äpfeln, mit denen mich Mia seinerzeit in der Jünglingsheimat gelockt hatte, vor die Tür stellt, im Herbst.

Wir wohnen einige Kilometer weiter im windischen Dorf, gleichsam einem Anhängsel, »Vorort« wäre zuviel gesagt, einer Industriemarktgemeinde, von mir respektlos Chemiekaff genannt, weil sich dort, außer einem Kettenwerk, auch eine Chemiefabrik befindet. Im windischen Dorf bewohnen wir eine große Doppelwohnung in einem

umgebauten Wirtschaftsgebäude, mit drei Loggien straßenseitig. Vom Durchzugsverkehr auf der stark befahrenen Nebenstraße werden wir allmorgendlich geweckt. Ein Sägewerk, zwei Tischlereien, ein Landwirtshaus, mit Gemischtwarenhandlung, ein Feuerwehrgebäude, ein paar Häuser, entlang der Straße, ein paar Bauernhöfe, am Waldrand – mehr ist vom windischen Dorf nicht zu erzählen.

Man kommt aus der Wohnungstür ins Vorhaus, man kommt aus dem Vorhaus, über zwei Stufen, auf den Parkplatz, zum Carport – und plumpst ins Auto hinein – und weg. Ein Ort zum Schlafen und Wohnen. Daran ändert auch nichts, dass ich am Palmsonntagmorgen, mit einem Sträußchen Weidenkätzchen, die Mia mit bunten Bändern zusammengebunden und geschmückt hat, beim Bildstock am Straßenrand, wo sich die Dörfler, die größtenteils riesige, üppig geschmückte Palmbuschen tragen, versammelt haben, stehe, und zwar am Rande der versammelten Menge stehe, und mich, nachdem der Pfarrer, unter freiem Himmel, sowohl die Gläubigen als auch die Palmbuschen und -büschel mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch beräuchert hat, der Prozession zum Dorfkirchlein als Letzter anschließe, ein Palmesel, der jedoch, vor dem Erreichen der Kirchentür, abzweigt, zu unserem Wohnhaus, um die geweihte Trophäe Mia, die mir vom Fenster zugewunken hatte, zu überreichen; sie wird das Palmbüscherl im Gemüsegarten, in einer Ecke, aufhängen, es soll Glück und Gedeihen fördern. Und am Karsamstag stelle ich den Korb mit dem Osterfleisch, zugedeckt mit einem bestickten Leinentuch, mit einem geweihten Palmkätzchen obenauf, ins Gras, auf den kleinen Kirchplatz, neben Feuerwehrgebäude und Volksschule, unter den vielen anderen, größtenteils größeren, schwereren Körben, und warte, wiederum abseits

stehend, bis das »Weichfleisch«, wie wir daheim, in meiner Kindheitsheimat, sagten, vom Pfarrer besprengt und beräuchert worden ist; der Osterschinken, die Ostereier, das Osterbrot schmecken besser, wenn sie geweiht worden sind. Ein wenig erinnert der Osterschmaus an die Heilige Kommunion; man fühlt sich nachher – von innen her – als besserer Mensch.

Diese Rituale verbinden mich mit der Kindheit, es sind Wurzelfäden meiner Herkunft aus der Geburtsheimatstadt zwischen den Bergen, die ich, seit dem Tod der Eltern, nur noch selten besuche.

Das Urteil der Mutter, die mehrmals zu Besuch war bei uns, über das windische Dorf: »Schon sehr rustikal!«

Nun sind schon einige Orte abgesteckt, Stecknadeln auf der Lebenslandkarte, über die das Netz der Erinnerungen geworfen: Die Geburtsheimatstadt zwischen den Bergen, die Jünglingsheimat, Mias Heimatdorf, das windische Dorf, Anhängsel des Chemiekaffs – und der See, vor allem der See.

In der – nobler ausgedrückt – Industriemarktgemeinde bewirtschaftet Mia ihren Teil eines Gemeinschaftsgartens – und ich bin der Gehilfe. Bei der Gartenarbeit spürt sie ihre größeren und kleineren Wehwechen nicht; Erde ist ihr Element, Wasser ist mein Element. Nur wenige Autokilometer sind es vom windischen Dorf, versteckt in einer Waldhügelbucht, in die Marktgemeinde, wo sich die Supermärkte und Ärzte, auch ein paar Gasthäuser befinden – die allerdings lassen zu wünschen übrig. Ein einziges Einkehrlokal lässt sich annähernd als »gutbürgerliches« Gasthaus bezeichnen, die anderen Wirtshäuser, vor denen die Traktoren der Bauern und die Mopeds der Arbeiter abgestellt sind, nenne ich Stätten der Zusammenrudelung – tritt man ein,

wird man angestänkert, unweigerlich genötigt, sich zum Rudel zu gesellen.

In diesem einzigen annähernd »gutbürgerlichen« Gasthaus, in dem man sich unbehelligt aufhalten kann, am Ortsrand gelegen, saß ich auch, um einen Sammler historischer Relikte der beiden Weltkriege, wie er sich laut Annonce in einer Gratiszeitung nannte, zu treffen. Ich hatte, unter anderem, das Eiserne Kreuz, welches mein Vater erhalten hatte, weil ihm als Achtzehnjährigem mit wenigen überlebenden Kameraden der Ausbruch aus dem »Kessel von Falaise« gelungen war, anzubieten. Als ich einen Dolch, dessen Griff die Swastika zierte, aus dem Plastiksackerl holte, wurde der Sammler, ein junger Mann, nervös und drängte, den Handel draußen, im Freien abzuschließen. Hinter einem Holzstoß, hinter dem Gasthaus, nahe am Waldrand, begutachtete er das Eiserne Kreuz und lobte dessen tadellosen Zustand – kein Wunder, der Vater hatte auf alle seine Sachen penibel achtgegeben. Der Sammler, der angeblich ein historisches Museum in Techelsberg, einem verschlafenen Weiler in der Einsicht, aufbauen wollte, war über die aktuellen Marktpreise informiert. Ich verhandelte nicht lange, wollte die Relikte allesamt, bei der immer kleiner werdenden Zukunft, die ich noch vor mir hatte, loswerden, wollte mich nicht länger mit dieser immer weiter zurückliegenden Vergangenheit beschweren; verschachtelte auch den Leibriemen mit dem Koppelschloss (GOTT MIT UNS) sowie die »Hundemarke« des Vaters, die blecherne Kennmarke mit eingestanzter Kennzahl und Blutgruppe an einem Halskettchen, zu einem Pauschalpreis. Einen Wehrmachtstahlhelm hätte der junge Mann noch gerne gehabt, aber damit konnte ich nicht dienen.

Um 5 Uhr früh fahre ich mit dem Boot hinaus. Im Stift, dem die Verwaltung des Strandbades samt Bootshaus obliegt, habe ich, wegen der Erlaubnis, das Boot zu leihen, am Vortag angerufen.

Dunst zieht vom Ufergebüsch, vom Schilfgürtel über die Wasseroberfläche wie Rauch. Ein Vollmond, übermäßig groß, ganz nah, am schwarzen Firmament. Krähen und Meisen lärmen im Gebüsch.

Zwei Tage vor und zwei Tage nach Vollmond beißen die Fische angeblich, laut Baumgartner, meinem Fischer-Guru.

Vom ersten Anblick an, von weitem schon, glänzt der Seespiegel silbrig, ein großer perlmuttfarbener Fleck liegt auf dem Wasser: der Mondspiegel – der nach Sonnenaufgang verschwindet.

Da beginnt ein »Tumult« unter der Wasseroberfläche, in einer kleinen Bucht am Nordufer, wo ich, während der Jünglingszeit, nackt, im Gebüsch versteckt, lag. Von der Sonnenwärme geweckt, die Mücken, eine ekstatisch tanzende Mückenwolke, knapp über der Wasseroberfläche.

Nach all diesen Anzeichen müsste ich einen Fang machen, meinen ersten Fisch angeln, mit meiner Zanderangel, die ich heute als Schleppangel verwende, mit dem zappelnden Gummiköder am Haken.

Aber ich fühle keinen Jagdinstinkt, nicht den kribbelnden Ehrgeiz, den Trieb, Beute zu machen, ein lebendes Geschöpf zu fangen, zu töten, um mich selbst als Lebender, als Überlebender stärker am Leben zu fühlen; das habe ich nicht notwendig.

Behutsam tauche ich die Ruder ins Wasser, ein sanftes Eindringen in diese mystisch anmutende Naturszene, in der ich, mit offenen Sinnen Anteil nehmend, aufgehe. Der See, das Seelen-Element, denke ich, die Seelen-Heimat.

Mit den Nebelschwaden, die vom Ufer, vom Schilf über den See ziehen, steigen Wassergedanken, Wassersätze, gleich Luftblasen vom schlammigen Grund, in meinem sich in innigster Betrachtung weitenden Bewusstsein auf.

Beim Wasser bin ich daheim ... , hatte, nach einer selbst-erfundenen Melodie, der sterbende Vater, in einem durch Morphinum erleichterten Moment, gesungen, als ihn die Krankheit von innen her verzehrte, verbrannte.

A Wasser! – verlangte die Mutter auf dem Sterbebett, innerlich überschwemmt, nach dem Nierenversagen, nachdem die Blutwäsche erfolglos abgebrochen, Wasser bis zum Herzen.

Mit dem Licht, mit den Farben kommt der Wind auf; er verscheucht die Mückenwolke, die tanzenden Seelen von Derwischen.

An Land, wieder meiner selbst bewusst, festen Boden unter den Füßen, herausgetropft aus der Szenerie einer mystischen Zwischenwelt, beim späten Frühstück auf einer Bank am leeren Badestrand, erlebe ich wieder dieses Gefühl größtmöglicher persönlicher Souveränität, wie auf meinen Reisen, den Insel-Eskapaden und nisomanischen Exkursionen; die irdische Gewissheit, ganz bei sich, ganz auf der Welt zu sein.

Geh' nicht in die Donau! – hatte mir Mia nachgerufen, auf dem Bahnsteig stehend, als ich, nach unserem gescheiterten Versuch, in ihrem Vaterhaus, das jetzt zur Ruine wird, in ihrem Heimatdorf zusammenzuleben, nach Wien – wieder ein wichtiger Ort auf der Lebenslandkarte – übersiedelt war. Nach einem Jahrzehnt als Großstadt-Eremit hatte ich dann genug vom Alleinsein, so sehr ich es genossen, so sehr ich es ausgekostet hatte, bis zur Neige.

Zuletzt machte ich auf dem Heimweg, abends, von der Nationalbibliothek, wo ich an meiner THEORIE arbeitete, regelmäßig Station im »Gasthaus zur Gemütlichkeit«, an der Ecke des Nachbarwohnblocks, hockte dort unter den Rentnern und Pensionisten, versackte, nachdem ich mich kurz zuvor noch in der Bibliotheksoase in meine Inselphilosophie versenkt hatte, im Bier, bis zur bewusstlosen Bettschwere, weil mir vor den eigenen vier Wänden graute und ich mich vor dem Lärmterror der montenegrinischen Nachbarn oberhalb fürchtete.

Ein Stammgast ließ seinen Dackel über seine Schultern, über seinen Kopf klettern, alle lachten, das war Zirkus im Beisel, jeden Abend.

Im Kunsthistorischen Museum besuchte ich meine Lieblingsbilder, betrachtete sie jedesmal mit einem anderen, mit einem neuen Blick, weil ich mich verändert hatte ... Flüchtete mich ins Halbdunkel von Tizians »Nympe und Schäfer«, gesellte mich als heimlicher Dritter zum Schäferidyll des einander lockenden Paares: Er hält eine Flöte in Händen, wendet sich der auf einem Leopardfell hingelagerten Nympe zu, die, bleich, leicht rötlich schimmernd, in der wilden Waldlandschaft, ihre nackte Körperrückseite zeigt, nur ein schmales Tuch, ihre Nacktheit betonend, umschlingt ihre Taille; sie dreht den Kopf über die Schulter, nach hinten, wendet ihr Ohr, ohne ihn anzusehen, dem Hirten zu, mit einem Ausdruck im jugendlichen Gesicht, als lauschte sie seinem Ansinnen, das Schäferspiel zu beginnen ... Da ist es nicht weit zum »Mädchen im Pelz«, einem weiteren Meisterwerk von Tizian, dem gelungen war, Haut, diese Begegnungsfläche zwischen Ich und Welt, so zu malen, dass ihr Anblick eine Tastempfindung auszulösen vermag; Pelz kontrastiert die zur Hälfte nackte Büste

der edlen, mit Perlenhalsband, Diadem, Ohr- und Finger- ring sowie Armreifen geschmückten Dame; sie ergreift mit einer Hand, mit dieser Geste dem Betrachter Berührbarkeit lockend-konkret vorzeigend, den Pelz am Dekolleté, befühl dessen sattwarmes Dunkelbraun, welches eine Schattierung des mit einem Hauch von Sepia verbrämten Teints der brü- netten Dame darstellt ... Das gleiche Spiel sinnlicher Dif- ferenzierung und Sublimierung, Haut als Tastempfindung darzustellen, gelingt wiederum genial mit seiner »Violante«; hier liegt der zauberische Reiz im gekräuselten, in wunder- baren Goldnuancen glänzenden, blonden Haar, welches Hals und Schulter, von blendend-aphrodisischem Weiß, noch gesteigert durch das aquamarinfarbene Kleid, des ein- fachen schmucklosen Mädchens berührt ... Beide Frauen übrigens, Violante und das Mädchen im Pelz, zeigen einen ernstesten reservierten Gesichtsausdruck, um feinsinnige Ero- tik nicht ins Frivole, gar Ordinäre abgleiten zu lassen ... Ja, ein *Tizian der Sprache* möchte man werden, um diese zartesten Empfindungen für Auge, Herz und Hirn, diese Verfeinerung der Nerven, darstellen zu können.

An manchen Tagen, überdrüssig des Alleinseins im Großstadtgewimmel, hatte ich mich in Ruisdaels »Großem Wald« verlaufen, der rechte Ort für einen Einsamkeitsapo- stel – eine innere Vorbereitung, wie sich herausstellte, für meine Inselsuche, die zur Inselsucht (Nisomanie) wurde.

Oder ich durchwanderte die weite Ebene in Bruegels »Trübem Tag«, die bis an die Horizontlinie reicht, begleitete die »heimkehrende Herde«, die »Jäger im Schnee«, mitsamt ihrer Hundemeute, in dieser weitgespannten Landschaft, deren Anblick einem das Innerste öffnet und dadurch das Herz erleichtert. Oder verirrte mich im »Turm zu Babel«; was für ein Geschiebe und Getriebe, Gezerre und Gewim-

mel, eine ameisenhafte Geschäftigkeit am Werk! Häm- mern, Sägen und Bauen; am Wasser legen die Boote an, mit Pferdefuhrwerken oder Flaschenzügen werden die Waren und Baumaterialien weitertransportiert, von Stufe zu Stufe; niemals wird ein Betrachter oder Besucher, wird ein vor Ort Werkträger, niemals wird ein Mensch dieses übermenschli- che Turmlabyrinth zur Gänze kennenlernen.

Wohl versuchte ich, mit manchem am unendlichen Werk Arbeitenden ins Gespräch zu kommen, stand nicht bloß als müßiger Zuschauer im Wege, fragte, in einem Kauderwelsch aus allen mir, dem ehemaligen Dilettanten der Vergleichenden Sprachwissenschaft, bekannten Spra- chen, wann die Dachgleiche zu erwarten sein dürfte – und die Antwort war ein kryptisches Lächeln, und wenn ich hartnäckig weiterfragte, eine Lautäußerung, die sowohl Sanskrit als auch Suaheli oder ein ausgestorbener indiani- scher Dialekt sein konnte, die ich in mein Kauderwelsch übersetzte: Sobald wir den Himmel erreichen! – Und zu meiner Überraschung wiederholte der eine oder andere Arbeitende, ohne sich in seinem Arbeitseifer stören zu las- sen, in meinem eklektischen Jargon: Sobald wir den Him- mel erreichen!

Ein einziges Mal, übrigens, warf ich einen Blick ins Inne- re des unermesslichen Baus – und mich schauderte: Der Turm, diese gigantische Ruine, ist hohl, ein schrecklicher Abgrund, ein Höllenschlund tut sich auf, babylonisches Grauen würgt den ungebetenen Gast – sie bauen bis ins Unendliche bloß an der Fassade!

Dann wieder, in voyeuristischer Laune, war ich, in einem Zeitsprung von ein paar Jahrzehnten, der greise Eremit, der, Rubens' »Schlafende Angelika« betrachtend, den letz- ten, ohnehin durchsichtigen Schleier wegnimmt und ihre



Scham entblößt, während er sie mit stierem, schier ungläubigem Blick betrachtet; die Schöne lächelt im Schlaf, verlockend sich räkelnd, als ob sie sich sonnte im stier-gierenden Blick, aber was sollte schon Sonniges sein im Blick eines Greises, in dem kein letztes Rest-Andenken an Lust mehr flackert; ungeachtet dessen, erscheint gleißend in seiner Verlockung, wie von Sonne übergossen, der prächtig hingelagerte Weibslieb.

Jedesmal mit einem gewissen Unbehagen blieb ich vor Jacob Jordaens' »Fest des Bohnenkönigs« stehen; zu sehr erinnerte mich die exzessiv-bacchantische Szene an einen Anderen, der ich gewesen sein soll, damals in der Jünglingsheimat; erinnerte mich dieses orgiastische Zechgelage an das mir heute fragwürdige Suhlen in einer Illusion von Gemeinsamkeit, an das Eintauchen in eine wogende romantische Geselligkeit, mit aufgeweichten Ich-Grenzen und sich verflüssigendem Wesenskern. Was für ein Saufen und Toben, angeheizt durch Freund Dämon Alkohol, den Treibstoff der Triebe, nur um sich selbst loszuwerden in plumpem Zusammenklumpen; und eine Dame, im Zentrum des Bildes, nobler gekleidet, als Einzige nüchtern, nicht mit durch den Exzess entgleisten Gesichtszügen, macht, lasziv lächelnd, das symbolische Gabelzeichen, auf dass der Trinkrausch hemmungslos in den Paarungsrausch münde.

Seit jeher sammle ich Kunstkarten, Mitbringsel von meinen Reisen in europäische Metropolen, deren Museen ich besuchte. Eine kleine Auswahl, sozusagen die ambulante Kollektion, führe ich stets bei mir, einerseits als jederzeit greifbares Mittel gegen die Hässlichkeit der Welt; andererseits als bewusst altmodisches Kommunikationsmittel.

Freilich ist die originale Aura eines Kunstwerks auf seiner Reproduktion verloren, aber die verkleinerte Abbildung gibt den Anstoß, sich der Begegnung mit dem Original zu erinnern, dessen Aura zu ahnen.

Freilich wird es immer schwieriger, einen Briefkasten zu finden, lange Wege sind nötig, um die Karte einwerfen zu können, sodann vergilben die Botschaften oft im Postfach des Empfängers, der stattdessen auf den Computer-Bildschirm starrt, werden oft erst nach Monaten zufällig, als historische Relikte verschrobener Individualität, gefunden. Der Sklave moderner Massentechnologie, die eine Entpersönlichung, eine Entsinnlichung zur Folge hat, versäumt jedoch Wesentliches: Die Karte zu berühren, die der Absender berührt und behaut hat, eine vermittelte Berührung, sinnliche Begegnung, er sieht nicht die Handschrift, einen signifikanten Ausdruck der Persönlichkeit, schließlich wird ihm ein kleiner Kunstgenuss geschickt, geschenkt, für den er, hypnotisiert vom Flimmerbildschirm, hoffentlich noch nicht die Empfänglichkeit verloren hat.

Man nenne es Hinterwäldlertum, gesunden Trotz, Verweigerungshaltung oder Nonkonformismusreflex. Der Einzelne kann eine Zeitlang widerstehen, sich selber treu bleiben, gebe ich zu, aber vom Zeitgeist diktierte Entwicklungen wird er nicht aufhalten.

Selten, aber regelmäßig, erlaube ich mir noch Ausflüge in die »Weltheimat« Wien, um Bewegungsfreiheit zu gewinnen, um Luft zu holen, Kultur zu tanken, dem Rudelzwang des Landlebens, überhaupt der Verpilzung, Verwurzelung, der inneren Verkarstung zu entkommen, um den Wahrnehmungsspeicher aufzufüllen.

Meine Eremitenklausur ist verkommen, ziemlich ver-  
wahrlost mittlerweile; Mia will mich nicht begleiten, trotz  
eindringlicher Einladungen und Aufforderungen meiner-  
seits, »Stinkbude« nennt sie respektlos die Hernalser Klau-  
se, welche letztlich ein äußeres Bild meiner Existenz als  
Großstadt-Eremit darstellt. Man verwildert durch zuviel  
Alleinsein.

So leben wir dahin, bei unserem zweiten Versuch, zusam-  
menzuleben – ach, jeder Tag ist ein neuer Versuch, mitei-  
nander auszukommen. Mias Gemütsschübe sind, gottlob,  
seltener geworden. Aber immer noch kann eine friedliche  
Phase aus nichtigem Anlass zerstört werden durch ihre  
Gefühlseruptionen. In schlimmsten Zeiten hatte ich einen  
»Fluchtkoffer« bereit, der meine wichtigsten Arbeitsunter-  
lagen enthielt, aber auch unsere Heiratsurkunde, welche sie  
als Erstes zerrissen hätte. Ihr Konsum von Schmerztablet-  
ten, die Morphium enthielten, hatte fürchterliche Schrei-  
krämpfe, Angstexplosionen ausgelöst; ihre Schmerzen  
schrien nach den Tabletten.

Sie sitzt in unserer großen Wohnküche, die erfüllt ist  
vom Geruch der Rheumasalbe, und sortiert frisch gewa-  
schene Socken. Auf dem Esstisch, neben dem Berg Socken  
und einer Unmenge von Tablettenschachteln, liegen Schere  
und Nagelfeile sowie benutzte Papiertaschentücher. Zwi-  
schendurch feilt sie ihre Nägel. Auf die Maniküre folgt  
meist die »Trockenrasur«; sich in einem kleinen Handspie-  
gel betrachtend, zupft sie mit einer Pinzette blonde Bart-  
härchen von Kinn und Oberlippe.

Es nützt nichts, ob ich sie sanft ermahne oder ihr impul-  
siv vorwerfe, auf das unterste Kulturniveau abzusinken, sie  
beharrt auf diesem Rückfall in ihr Herkunftsmilieu. Bevor  
sie von Vater und Stiefmutter adoptiert wurde, hatte sie

die ersten elf Lebensjahre bei ihrer leiblichen Mutter in  
einer Bergbauernkeusche verbracht; dort wurden sogar die  
Säuglinge auf dem Esstisch gewickelt.

Sie näht und stopft, verliert jedesmal eine Nadel – »aus  
der Hand gefallen«, sagt sie –, die wir, auf allen Vieren  
auf dem Fleckerlteppich unter dem Esstisch krabbelnd,  
schwerlich finden können – und ich bekomme, bei der Vor-  
stellung, irgendwo im Essbereich befindet sich eine Nadel,  
panische Schluckangst.

Im humanistischen Gymnasium hatte Mia Ralf kennen-  
gelernt; das geniale Talent stand am Beginn einer meteor-  
haften Karriere als Komponist; mit ihm stieg sie auf in die  
überregionale Kulturszene, kam in die Jünglingsheimat,  
den damaligen Brennpunkt der Avantgarde, wo sie über  
Nacht die Meine wurde.

Seither sind Jahrzehnte vergangen, wir sind mittlerweile  
dem Siebziger näher als dem Sechziger. Nun wirft mir Mia  
vor, seit dem Tod meiner Mutter ihre weiblichen Bedürf-  
nisse gänzlich zu vernachlässigen – seit dem Tod der Mut-  
ter! –, und ich kann auf diesen Vorwurf nichts entgegnen.  
Sicherlich sind Mias zyklische Gemütsschübe und Tempe-  
ramentsausbrüche auf diese Vernachlässigung, die ich mir  
zuschulden kommen lasse, zurückzuführen. Andererseits  
stößt sie mich durch ihre Aggressionsschübe ab; wir essen,  
zum Beispiel, Mini-Pflaumen-Tomaten; ich schneide sie  
quer durch; sie beginnt zu toben: Sie müssen der Länge  
nach halbiert werden! Bei meinen regelmäßigen Besuchen  
beim Urologen und Andrologen, wegen der Prostata-  
Kontrolle, brachte ich, um mein schlechtes Gewissen zu  
beruhigen, einmal meinen »Libido-Schwund« zur Sprache,  
setzte ihn, in einem rhetorischen Exkurs, in Beziehung zu  
meinem verlorengegangenen Ehrgeiz. Der Androloge blieb

stumm und hörte sich meine Ausführungen an; er machte sich nicht einmal Notizen. Das war nicht sein Metier. Meine Frau beklagt sich schon! – fügte ich kleinlaut hinzu. Da machte er sich, wie ich beobachtete, eine Notiz auf einem winzigen Zettelchen. Und ordnete schließlich doch eine Hormonuntersuchung an. Nach einer Woche, als der Hormonstatus im Blut feststand, bekam ich Bescheid: Alles in Ordnung, keine Therapie nötig.

Mia stichelt weiter, mein Fatalismus reizt sie. Darf ich mich über die Veränderung in ihrem Wesen beklagen? Sie beginnt schamlos in meiner Gegenwart mit fremden Männern zu flirten.

Mit dem örtlichen Gendarmeriekommandanten, den sie anlässlich einer Routine-Fahrzeugkontrolle in der Industriemarktgemeinde kennengelernt hatte; sie strahlte ihn an, wie eine Erleuchtete, fixierte ihn, den jungen Feschak, der als Frauenheld gilt, als wollte sie ihn hypnotisieren. Ich stand daneben wie ein Pflingstochse. Der Landgendarm wusste nicht, wie ihm geschah, was er von diesem übergeschnappten Verhalten eines ältlichen, in seiner Rundlichkeit versackten, nicht besonders herausgeputzten Weibleins, meiner Mia, halten sollte. Seither winken sie einander zu, wenn wir an dem Gendarmeriekommandanten, auf einer Kreuzung oder am Straßenrand postiert, vorbeifahren.

Mit einem Mittelschulprofessor, der einen Lichtbildervortrag im Kulturhaus einer Nachbargemeinde gehalten hatte – und zwar über seine Reise zu den Lippentellerfrauen in Süd-Äthiopien; nach dem Vortrag drängte sich Mia nach vorne, einen Lippenteller, von der Form einer hölzernen Kaffeeuntertasse, gleich einer Trophäe, in Händen, drängte sich, magnetisch angezogen, in die Nähe des Referenten und versuchte, alibihaft etwas fragend, ihn zu bannen mit

ihrem Blick, fasziniert lächelnd wollte sie nicht von ihm weichen, ich war Luft für sie.

Wie hätte ich reagieren sollen? Ich war baff.

Und meinerseits, gab es da nichts zu beichten?

Nach langem Herbeireden, seit Jahren war davon geredet worden, dass eine Apotheke aufmachen würde, war nun doch eine Apotheke in der Marktgemeinde eröffnet worden. Die fesche Apothekerin, deren Erscheinung für mich aus dem Chemiekaff herausragte, belohnte die Aufmerksamkeit, die ich ihr erwies, mit Freundlichkeit. Auf meinen Winterspaziergängen machte ich regelmäßig Station, um ein pharmazeutisches Mittelchen zu kaufen. Was war das für ein Getändel, dieses Anstreifen der Hände, eine zarte Berührung, eine punktuelle leibhaftige Begegnung, beim Überreichen des Mittelchens, beim Bezahlen, beim Herausgeben des Wechselgeldes.

Seniler Tätscheltrieb, der letzte oder vorletzte Liebessehnsuchtsjapser, dessen gestischer Ausdruck, des ältlichen Herrn; ein Almosen war die Freundlichkeit der stattlichen jungen Frau, das er einheimste. Sie lachte und schüttelte ihre dunklen Haargardinen, wenn sie sich abwandte, um das Gewünschte, Passionsblumendragées, aus dem Regal zu holen. Kein Ende des Narrentanzes?

Nur einen Winter dauerte das Getändel. Keine großen Luftwogen, kein Schneesturm, der die weißen Mützen von den Fichtenwipfeln schüttelte; bloß eine scharfe kühle Brise, welche die Pulverschneekristalle von der harschen Eiskruste fegte ...

Kurzatmig wird die Libido, und der Gefühlskern schrumpft mit den Jahren.

Erstmals wollte ich eine Pediküre wagen. Wie bin ich auf die Idee gekommen? Ein einzigesmal hatte ich mir die

Schuhe putzen lassen, als Tramper und junger Heißsporn, in London – schon damals eine frühe zwiespältige Erfahrung, einerseits Verlegenheit, wegen der Erniedrigung des Schuhputzers, andererseits das Herrengefühl. Nicht viel anders stellte ich mir die Pediküre vor. Eine neue Erfahrung im vorgerückten Alter – willkommen! Beim »Kosmetikinstitut« machte ich einen Termin aus, wie beim Zahnarzt. Die junge Frauenstimme am Telefon fragte, ob ich eine bestimmte Betreuerin wünschte – ja, Sie, antwortete ich; ihre mädchenhafte Stimme klang erfrischend. Trost für einen älteren Herrn, dachte ich, in selbstironischer Distanz.

Zu meiner Pediküre-Premiere fuhr ich ins sogenannte Unterland, eine kleine Expedition; tatsächlich liegt die dortige Bezirkshauptstadt auf niedrigerem Landschaftsniveau, man steigt, in südlicher Richtung unterwegs, quasi eine Stufe hinab, in Richtung Meer. Es war auch eine Reise in die Familiengeschichte. Von dieser Bezirkshauptstadt, wo er gemustert worden, war seinerzeit der Großvater, geboren in einem anderen windischen Dorf in der Nähe, als Soldat in den Ersten Weltkrieg eingerückt. Heimgekehrt, hielt es ihn nicht im karantänischen Unterland, hatte er sich auf den Weg nach Norden gemacht, in die sogenannte tausendjährige Bergstadt, um mit der Arbeit seiner Hände das Haus zu erwerben, in dem ich geboren werden sollte.

Die kurze Fahrt, die ich öfter unternahm, wenn ich reiseabenteuerlustig gestimmt war, erlebte ich jedesmal anders, je nach Witterung und Jahreszeit. An mehreren Steinbrüchen vorbei, die brutal die Waldhügel annagten, am oberen Rand der Felsabbrüche, die Wunden glichen, aus einer dünnen Erd- und Mooshaut wuchsen nichtsdestotrotz Bäume, dicht an dicht ... Unmittelbar am Straßenrand klafften

die Steinbrüche, klafften wie monumentale Arenen, deren Eingänge mit zyklischen Mauern befestigt waren. Durch einen Hügeleinschnitt war, etwas weiter weg, sogar ein in Stufen völlig abgenagter Berg zu erkennen, eine blanke Felspyramide im dunklen Waldgrün, urtümlich anmutend, die Phantasie anregend, eine babylonische Zikkurat, auf deren Spitze Tier- oder Menschenopfer stattfanden.

Hin und wieder lagen Schottertrümmer oder Felsbrocken auf dem Asphalt, man musste die Geschwindigkeit drosseln und Slalom fahren, Ortsunkundige krachten unweigerlich in die Hindernisse, zerbeulte Kotflügel, herumliegend am Straßenrand, zeugten davon.

Doch sollte sich, als Rache der zu kommerziellen Zwecken malträtierten Natur, in naher Zukunft ein Hangrutsch ereignen, der diese abenteuerliche Nebenstrecke im Unterland, die auch als Schleichweg und Abkürzung von internationalen LKW-Transporten benutzt wurde, für Jahre unpassierbar macht; ein ausgehöhlter Berg wird in sich zusammenbrechen und, als riesiger Steintrümmer-, Felsbrocken- und Schotterhaufen in Bewegung geraten, das enge Tal blockieren.

Weiter, zu meinem Pediküre-Termin. Rechterhand am Moor vorbei, einem düsteren Tümpel, aus dem schwüle Dunstschwaden, Mückenschwärme steigen, wandernde Kröten zur Laichzeit verwandeln die Fahrbahn in eine Rutschbahn, winters gemahnen Schilfinseln im Nebel an eine kunstgraphische Zeichnung.

Knapp an den Abhängen führte die schmale kurvenreiche Straße vorbei. Die Sonne erhellte nur die oberen Ränder der Waldhügel. Einzelne verwehrte oder verlassene Keuschen, abseits der Straße, im feuchten Dunkel, ein einstöckiges Lagerhaus oder Gesindehaus, an schattigster

Stelle, mit der Aufschrift: KOLONISTENHEIM, erbaut 1913 ...

Im »Kosmetikinstitut« empfing mich die von mir aufgrund ihrer erfrischenden Stimme gewählte Pedikeuse namens Elisabeth. Ein schlichtes Landmädchen, mit einer natürlichen, noch nicht geschäftsmäßigen Freundlichkeit, durchaus selbstbewusst.

In einem Behandlungsstuhl, der durch Fußtritte hochgepumpt wurde, hatte ich Platz genommen und meine Füße, nachdem ich die Hosenbeine hochgekremgelt, in einer Waschschüssel mit warmem Wasser eingeweicht. Nach einer längeren Weile nahm die Pedikeuse, ein wenig tiefer sitzend, zu meinen Füßen ihren Platz ein und begann, angetan mit einem Mundschutz, die Behandlung ... Das Paschagegefühl asiatischer Spielart, eine Ebene mit der Pflege eines Teils meines edlen Körpers beschäftigt zu sehen, wollte sich vorerst nicht einstellen. Elisabeth schien ihre Tätigkeit auch nicht als erniedrigend zu empfinden, sie feilte, schabte, zwickte und zwackte, stichelte, schnitt und schnipselte professionell; sogar eine Miniaturschleifmaschine mit rotierendem Kugelkopf kam zum Einsatz. Stellenweise waren meine Zehen und Fußballen dermaßen verhornt, dass man bereits vom Beginn einer Verhufung sprechen konnte.

Wir sprachen nur wenig miteinander, ein Gespräch während der Behandlung wäre unpassend gewesen. Mit Wohlgefallen betrachtete ich den blonden Flaum auf ihren Unterarmen, bemerkte den Ansatz eines Bäuchleins, unter ihrer weißen Arbeitsuniform. Elisabeth wohnte in Wabelsdorf, wie sie verriet, in der Nähe der Bezirkshauptstadt. Was gibt es Neues in Wabelsdorf? – nahm ich mir vor, sie zur Begrüßung beim nächstenmal zu fragen. Sie war froh über

ihren Arbeitsplatz im »Kosmetikinstitut«, träumte aber von dem für sie unerreichbar scheinenden Leben in der Großstadt. Der Fußboden war übersät mit Hornhaut- und Zehennägelschnipseln, als sie mir, zum Ende der Prozedur, ein Körbchen mit kleinen Fläschchen hinhielt, aus dem ich das ätherische Massageöl auswählen durfte. Ich griff blindlings hinein und wählte Türkisöl.

Das war nun doch ein Genuss, den ich mir regelmäßig gönnen wollte. Als sie mit dem Öl meine Füße massierte, von den Fußsohlen über die Knöchel die Waden hinauf, mir dabei offen und gerade in die Augen schaute, meine »schöne Haut« lobte, als mein ganzer Körper vitalisiert wurde, bescherte dieser Schluss- und Höhepunkt der Pediküre dem alternden Herrn doch eine neue Facette der Erotik.

Jetzt können Sie tanzen gehen! – sagte Elisabeth zum Schluss, nachdem sie den Mundschutz abgenommen; ein Satz, den sie wahrscheinlich zu jedem neuen Kunden sagte. Das Tanzen überlasse ich Ihnen und Ihrem Freund! – antwortete ich und stieg auf das Handtuch, welches sie über die Hornhaut- und Zehennägelschnipsel auf dem Fußboden gebreitet hatte.

Dankbar für die neue Erfahrung und die erfreuliche Begegnung, gab ich ein höheres Trinkgeld. Elisabeth zögerte kurz, bevor sie es annahm. Glaubte sie, ich wollte sie kaufen? Dachte sie, ich hätte, ein Alter, an der Schwelle zur Taubheit, nicht richtig verstanden, als sie das Honorar nannte?

Einerlei. Man muss schon tief ins karantianische Unterland fahren, diese kleine Abenteuerreise durch das von Steinbrüchen zerfressene enge Tal wagen, um heutzutage dem erfrischenden Charme einer solchen jungen Frau zu begegnen.

Bernhard Hüttenegger in der edition keiper



**Beichte eines alten Narren**

160 Seiten, Pappband  
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)  
ISBN 978-3-903144-09-5



**Bernhard Hüttenegger**, geb. 1948 in Rottenmann, Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität Graz, literarische Veröffentlichungen und Beiträge für in- und ausländische Zeitungen und Zeitschriften seit 1969. 1978 Übersiedlung nach Launsdorf (Kärnten). 1988 Übersiedlung nach Wien. Romane, Erzählungen, Reisegeschichten, Essays und Gedichte erschienen in diversen Verlagen in D und Ö. Er lebt heute in Wien und Kärnten.